

Worte im *Jazztaumel*

Über Jahrzehnte hat es Annäherungen von **Literatur und Jazz** gegeben. Ein Streifzug durch Beat-Poetry und Lautgedicht, Wortakrobatik und klingende, swingende Kunstsprache.

Von Tilman Urbach

Die Worte tanzen, die Sätze sind von synkopischer Eigenwilligkeit, haben ihren eigenen Rhythmus. Kein Zweifel: „On The Road“ (1957) ist ein Kultbuch – bis heute. Vor allem aber: Es swingt! Jack Kerouac hat den Roman in einem wilden Rausch innert drei Wochen geschrieben. Als er fertig ist, ruft er

seinen Verleger an, will ihn sofort sehen. Aber als er in den Verlagsräumen von Harper's ankommt, hat er kein gewöhnliches Manuskript bei sich, sondern eine meterlange Fernschreiberpapierrolle, die er mit großer Geste durch das Büro wirft, sodass sie sich entrollt – vollgeschrieben bis auf den letzten Zipfel. Ein einziger Wort-Flow, von dem Kerouac sagt, er sei ihm direkt vom Heiligen Geist diktiert worden.

Als „On The Road“ sechs Jahre später herauskommt, ist es nichts weniger als ein Manifest, ein Schrei nach Freiheit, nach Unabhängigkeit, der in den weiten Himmeln des amerikanischen Westens widerhallt. Heute gilt es als Kernwerk der Beat-Generation, zu der auch Allen Ginsberg und der halluzinierende William S. Burroughs gezählt werden. Wichtig ist den Beatniks das intuitive, ungekünstelte Schreiben, das dem Improvisieren im Jazz entspricht, und der Beat, der das Ganze rhythmisch zusammenfügt. Literatur von der Unerbittlichkeit einer zu Ende brennenden Kerze.

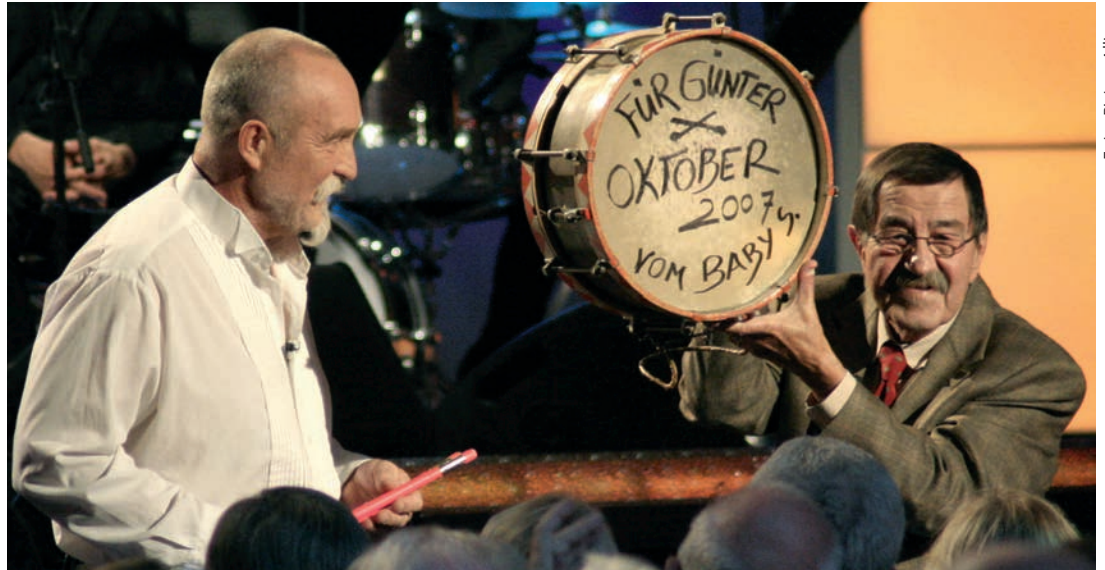
Kerouacs Roman erzählt den Roadtrip zweier junger Männer, die per Anhalter, in gestohlenen Autos oder auf Güterzügen Amerika queren – hungrig auf das Leben, gierig nach jeder Ausschweifung. Stets auf der Suche nach Frauen, Drogen und Jazz. Tatsächlich spiegelt Kerouacs Roman nicht nur im Sprachrhythmus den

Foto: Picture Alliance



Jack Kerouac, Autor des Kultromans „On The Road“ und Protagonist der Beat-Generation

Günter „Baby“ Sommer (l.) überreicht Günter Grass zu dessen 80. Geburtstag die Blechtrommel, auf der er soeben gespielt hat.



damals so hippen Bebop, sondern beschreibt ihn auch. Der Autor, der aus der Provinz nach New York kam, entdeckt den Jazz 1941 in den dunklen Clubs und Kaschemmen der Stadt. Es ist eine lebenslange Leidenschaft: So, wie dieser Charlie Parker spielt, will Kerouac schreiben. Hochnervös, rasend schnell, alles aus einem spon-

So, wie dieser Charlie Parker spielt, will Kerouac schreiben: hochnervös, rasend schnell

tanen Flow heraus. Als Parker 1955 stirbt, schreibt Kerouac einen Nachruf; es ist eine einzige Eloge. Der Schriftsteller sieht Parker als weisen Buddha, als perfekten Musiker, genauso wichtig wie Beethoven.

Wie musikalisch Jack Kerouac Sprache begriff, ist auszumachen, wenn man seine Lesung mit dem Jazzpianisten Steve Allen anhört. Dezember 1957 im Village Vanguard: Im Vordergrund Kerouacs monotone Stimme, die doch prononciert rhythmische Eigenheiten transportiert, dazu Allens Klaviertöne, die die Sprache umspielen, ihren Beat aufnehmen, abwandeln. Ein regelrechtes Duett.

Alle Beatniks – die genau genommen Jazzniks heißen müssten – sind musikaffin. Hört man sich Allen Gins-

bergs Langgedicht „Howl“ an, kann man Staccato-Passagen ausmachen. Ginsberg spielt mit der Sprache, nutzt Alliterationen, schrubbt die Wörter gegeneinander, spannt einen weiten Bogen. Tatsächlich wirkt sein Vortrag schließlich wie ein Litanei-artiges Singen. Nicht umsonst bezog sich Ginsberg im Duktus auf den legendären Saxofonisten Lester Young, dessen Chorus sich von Mal zu Mal steigerten, „sodass sich eine Art von ekstatisch-orgiastischem Protest ergab“ (wie

Ginsberg später kryptisch erläuterte). Da hatte Kerouac, den Ginsberg bewunderte und verehrte, ihn endgültig mit seiner Jazzleidenschaft angesteckt.

Gegenseitige Annäherungen von dichterischer Sprache und Jazz hat es

immer wieder gegeben. Die Liste ist lang und reicht, bei aller Unterschiedlichkeit, etwa von Carla Bleys Jazzoper „Escalator Over The Hill“ (nach Versen des Poeten Paul Haines, der für das Werk die Genrebezeichnung „Chronotransduction“ erfand) oder Steve Swallows Kollaboration mit dem Dichter Robert Creeley über – diesseits des Atlantiks – Michael Nauras Zusammenarbeit mit dem Lyriker Peter Rühmkorf bis hin zur Aneignung Thomas Bernhards durch das Upper Austrian Jazz Orchestra. Zahllose andere wären mühelos anzufügen.

Der Mann bebt, sein Mund stößt Laute aus; Worte stauen sich auf, werden zerlegt, zermalmt, wieder zusammengeflickt. Auf seinen Lesungen war Ernst Jandl ein innerlich brodelndes Energiebündel von stattlicher, statischer Leiblichkeit. Ein früher Scatter, dessen

Zur Person

Jack Kerouac, am 12. März 1922 in Lowell, Massachusetts, geboren, würde dieser Tage seinen 100. Geburtstag feiern. Seiner provinziell katholischen Herkunft entflohen Kerouac früh in ein Bohemien-Leben in New York, wo er zunächst Literatur an der Columbia University studierte. Das virulente Nachtleben der Metropole faszinierte ihn. Er war Jazzfan; in der unkonventionellen Musik sah der Beatnik sein unstetes Reiseleben gespiegelt. Die Geschwindigkeit des Bebop suchte er in atemlose Literatur zu überführen. Sein Erfolgsroman „On The Road“ wurde 2012 von Walter Salles verfilmt – mit Sam Riley, Kristen Stewart und Kirsten Dunst.



Foto: Sven Thielmann

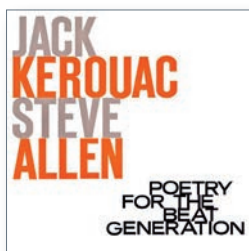


Oben: Carla Bley und Steve Swallow vertonten Texte von Paul Haines oder auch Robert Creeley.
Rechts: Lauren Newton und Mathias Rüegg arbeiteten in den 1980er-Jahren mehrfach mit Ernst Jandl zusammen.



Foto: Sven Thielmann

Hörtipps



Jack Kerouac & Steve Allen: Poetry For The Beat Generation (Zonophone, 2008)

Jack Kerouac: Blues and Haikus (Zonophone, 2008)

Allen Ginsberg: Howl (Fantasy, 1998)

Carla Bley/Paul Haines: Escalator Over The Hill (ECM, 1981; 2 CDs)

Steve Swallow: Home (ECM, 1980)

Peter Rühmkorf: Jazz & Lyrik – Aufnahmen 1976-2006 (Aufbau Audio, 2020; 3 CDs)

Ernst Jandl: Bist Eulen? (Extraplatte, 1994)

Günter Grass & Günter Baby Sommer: Da sagte der Butt (Steidl/Rias, 1991; 2 CDs)

The Upper Austrian Jazz Orchestra: Des söwe aundas oder ... Thomas Bernhard groovt (ATS, 2006)



rhythmische Wortparodien jeden Saal zum Toben brachten. Dabei stand Jandl der Konkreten Poesie nahe, hatte ein Faible für den Dadaismus. Seine Lautgedichte sind ernsthafte, auch brachiale Spracharbeit. Dass sich beim Publikum derartiges Gelächter einstellte, war eine frühe, ungewollte Erfahrung, die Jandl bei einer Lesung vor Fabrikarbeitern in den 1960er-Jahren machte. Ihm geht es um den Sprachrhythmus, den Klang der Silben.

„Der Jazz“, so betont er in einem Vortrag in den 1990ern, „gibt mir mehr an Erregung und Ruhe, an Spannung und Entspannung, an intellektuellem und emotionalem Vergnügen als jede andere Musik der Gegenwart und der Vergangenheit, mehr als jede andere Kunstgattung, die Literatur eingeschlossen.“ Mit den „Neighbours“ (wechselnde Besetzungen unter Leitung des Pianisten, Komponisten und Leiters der NDR Bigband Dieter Glawischnig) betrieb Jandl eine Jazzcombo. Legt man „Bist Eulen?“ auf, kann man sie hören: Jandls Wortakrobatik, die sich mit Lauren Newtons Gesang paart, mit Wolfgang Puschnigs spitz geblasenen Kürzeln, mit Woody Schabatas Percussion-Einwürfen. Dies alles unter künstlerischer Leitung von Mathias Rüegg. Performance-Kunst auf höchstem Niveau, die sich aus dem Umkreis des Vienna Art Orchestra

gebildet hat. Experimenteller Musik manches Mal näher als jedem Jazz.

Das rhythmische Klappern einer Schreibmaschine, dazu dann und wann ein Klackern der Woodblocks, endlich die Stimme: „Worüber ich schreibe ...“ So fängt sie an, die klingende Bühnenpräsenz von Perkussionist Günter „Baby“ Sommer und dem späteren Literatur-Nobelpreisträger Günter Grass. Dessen Roman „Der Butt“ war 1977 erschienen; frei nach dem Märchen „Von dem Fischer und syne Fru“ – und tatsächlich eignet sich Grass' Kunstsprache nicht nur für eine zusätzliche perkussive Akzentuierung, sondern scheint sie nachgerade einzufordern. Anfang der 1990er-Jahre gingen Literat und Musikant auf ausgedehnte „Konzert“-Tourneen. Da grollt „Baby“ Sommer auf den Toms, setzt Gongs und Glöckchen ein, wirbelt voran. Dazu gesellt sich – dermaßen atmosphärisch ummantelt – Grass' reiche, um sich selbst kreisende Sprachmelodie. Dabei wirken „Baby“ Sommers Einwüfe ihrerseits wie eine sprachähnliche Artikulation. Ein Miteinander entsteht.

Bleibe die Frage: Ist Jazz am Ende nicht auch Poesie? Oder gar: Ist Sprache Jazz? Deckungsgleich sind sie nicht, aber sie weisen Parallelitäten auf. Und stehen so – von Kerouac bis Parker, von Jandl bis Glawischnig – in spannungsreichem Dialog miteinander. ■